

Vorwort

Das deutsche Gefühl

»Gefühlsmensch ist jener, der ein Gefühl annimmt,
weil die öffentliche Meinung es gutheißt.«

N. G. Dávila

Im heutigen Deutschland geht es gefühlbetont zu. Kaum ein Tag vergeht, da nicht irgendjemand auf seine verwundbaren Stellen an Herz und Seele, durch Herkunft und Schicksal verweist. Privat-vertrauliche und politisch-publizistische Selbstdarstellung sind dank Sprache des Gefühls längst verschmolzen. Man ist sich selbst innig zugewandt, spricht dabei aber ins Offene oder in das, was mangels Namensalternative immer noch »die Öffentlichkeit« heißt. Selbst aus höchsten Kreisen der Macht werden nicht schlichtweg politische Entscheidungen, sondern auch die zugehörigen Stimmungslagen oder Affektausdrücke durchgereicht und von einer gewissenhaften Presse sogleich kolportiert.

Sicherlich ist derlei Gefühlsgesprächigkeit kein exklusiv bundesdeutsches Phänomen. Der europäische und transatlantische Westen hat – manifest in Leitmedien, Kulturbetrieb, Politikperformance – jene mentale Wende insgesamt vollzogen. Sie bedeutet auch eine intellektuelle Blickwende, nicht zuletzt in geisteswissenschaftlicher Forschung. Zusehends wendet sich dort die Aufmerksamkeit von den etablierten historischen Objekten, etwa institutionellen Gerüsten und materiellen Grundlagen einer Gesellschaft, hin zu ihrer emotionalen Atmosphäre, zur sie tragenden Gestimmtheit. Besagte Blickwende ist ihrerseits keine bloß geisteswissenschaftliche Mode, keine betriebsinterne Grille. Emotionen oder Affekte bedeuten ganzen Gesellschaftsmilieus eine wahrheitsfähige Primärrealität, ja eine elementare Wahrheit. Denunziation oder Affirmation bestimmter Gefühle ist eine Währung des Sozialen.

Ganz verwunderlich ist es nicht, daß die westliche Welt, bei all der gefühllosen Roheit, die man ihr vorhält oder die sie sich selbst nachsagt, inzwischen so gefühlbesessen wirkt, zumindest nicht in einer geschichtsphilosophischen Rahmung. Wenn man nämlich die Welt, die

einst der Westen war, als Ergebnis eines Prozesses begreifen will – bis vor kurzem hieß das »Globalisierung« –, dann mußte ein solcher Prozeß irgendwann an seine räumliche Grenze gekommen sein. Wenn also das, was zuerst im Westen erfunden und erprobt wurde an Ökonomie, Recht, Wissenschaft, Kunst, Politik, Religion, die Welt unwiderruflich verändert haben sollte, dann könnte der Westen selbst zuletzt keine exklusive Stellung mehr in jener Welt behaupten. Und schließlich: Wenn der Impuls der Weltverwestlichung typisch sein sollte für eine westliche Mentalität von Entdecken, Ergreifen, Verarbeiten und Verwerten, dann würde deren Expansion bei vollem äußerem Erfolg nur mehr nach innen gehen können.

Kurz, was immer »der Westen« ursprünglich gewesen sein sollte, die Verwestlichung der Welt müßte ihn zwangsläufig auf sich selbst zurücktreiben. Der Verfall seiner Macht und seines Einflusses – gemessen an staatspolitischen und volkswirtschaftlichen Kriterien – gilt heute als manifest und irreversibel. Daher liegen Projekte innerer Kolonisierung und Attitüden passiver Aggressivität nahe. Wer beispielsweise eine Schuld oder auch eine Schwäche *bekannt*, der behält wenigstens diskursiv seine Autonomie. Mag sogar sein, daß moralischer oder spiritueller Benefit winkt, wo man sich selbst Schläge versetzt, um den Schlägen der Welt zuvorzukommen.

Der Blick von Individuum wie Gesellschaft auf ihre Empfindsamkeiten kann also ängstlich oder aggressiv sein, er kann leidensökonomische, schuld-moralische, wachstumsgläubige, verhaltenstherapeutische, volkspädagogische Motive haben. In diesem allgemeinwestlichen Trend bildet Deutschland keine Ausnahme. Doch gibt es für derlei Sensibilität auch nationalgeschichtliche Dispositionen. Sie finden sich in einer deutschen Denktradition, die »Gefühl« gerade nicht zum bloßen Restbestand von Tatkraft und zum Ersatzmittel für Urteilsstärke erklärt wissen wollte, sondern die es zum Totum des Humanen erhob; eine Tradition, die Gefühl als ewigen Entstehungsgrund aller Humanität deutete. In dieser Sicht ist der Einzelne »je schon« vorrational eingebettet in (s)eine Welt, gern »Lebenswelt« genannt. Und mit dieser vorrationalen Weltverflochtenheit endlich rational, endlich »bewußt« übereinzustimmen, in zeitgemäßerem Idiom: »sich selbst anzunehmen« – genau dies sollte ein gelingendes Leben verbürgen.

Rationale Aneignung des emotionalen Entstehungs- und Geltungsgrundes aller Rationalität – das ist ein mehr als zweihundert Jahre altes philosophisches Projekt. Es ist zugleich eine Polemik gegen das ältere, käl-

tere Konzept bürgerlicher Subjektivität, die sich einzig praktischer und theoretischer Vernunft verdanken sollte. Das gefühlphilosophische Projekt, die gefühlspolitische Polemik – sie haben tief in die politische und soziale Alltagssprache zurückgewirkt. Durch sie wurden Gefühlsreflexion und Gefühlspolitik sozial normalisiert, wurden beide selbst »rationalisiert«.

Indiziert die heutige Gefühlsbesessenheit Deutschlands einen Gesellschaftswandel? Eine Bewußtseinsveränderung? Eine bloße Sprachmode?

Das ist nur durch eine Außenperspektive zu klären, am besten durch einen historischen Vergleichsblick. Er würde zunächst folgendes zeigen: Die neudeutsche Gefühllichkeit trifft zusammen mit einer verunsicherten »Bürgerlichkeit«. Diese ist als soziale Tatsache wie als politischer Begriff diffus geworden. Auch darin zeigt sich ein global-westliches Phänomen in bundesrepublikanischer Verdichtung. Denn so heillos umstritten der Bedeutungsgehalt von »Bürgerlichkeit« inzwischen sein mag, sie bleibt – ähnlich wie »Mitte« – weiterhin positiver Wertbegriff. Und ähnlich wie der »Westlichkeit« scheint auch der »Bürgerlichkeit« ihr welthistorischer Erfolg ein imaginäres Nachleben zu erlauben. Doch was genau als bürgerlich gelten darf, ist nicht mehr verbindlich definierbar. Weder ökonomische Selbständigkeit noch politische Repräsentiertheit sind als hinreichende bürgerliche Attribute akzeptiert – eher ein bestimmtes Selbstgefühl, eine moralisch und kulturell entschiedene, durchaus selbstreflektierte Empfindsamkeit. Sie verbürgt und verschafft soziales Renommee. In dieser Bürgerlichkeit geht kühles politisches Erwägen gewissen heftig bekundeten Emotionen oftmals voraus, erzwingt ein kräftiger moralischer Wille die Expressionen verletzter Empfindsamkeit.

Eine Perversion, eine Paradoxie? Nur auf den ersten Blick. Auch Gefühl kann »Ideologie« werden. Zärtlichkeit für sich selbst und Mitempfinden für vulnerable Gruppen schließt Robustheit im sozialen Interessenkampf nicht aus. Spezifisch bürgerlich bleibt der utilitäre Geist, der die empfindsame Innerlichkeit ins soziale Außen wendet und das Affektive zum Argument hochrüstet.

Ich möchte dieses Existenz- und Verhaltensmodell »gefühlsbürgerlich« nennen. Daher gelten meine Studien – sie versammeln Beobachtungen der letzten 25 Jahre – sowohl der Bürgerlichkeit als auch der Gefühllichkeit in der späten Bundesrepublik.

Jürgen Große

Berlin, im Herbst 2025

Starre Mienen

Oder: Was vom Bürger übrig blieb

Wehklagen über einen Schwund von Bürgerlichkeit und Sehnsüchte nach deren Wiederkehr galten jahrelang als typisch für sozial Gutgestellte, für »Besserverdienende«. Diese Einschränkung ist hinfällig geworden. Ein Verlust von Bürgerlichkeit wird heute auch weit außer- oder unterhalb einschlägiger Klassengrenzen beklagt. Traditionelle Statusmarker, etwa Besitz oder Bildung, scheinen für den Begriff von Bürgertum, ja von bürgerlicher Gesellschaft zusehends untauglich. Eine funktionierende »Bürgergesellschaft«, so hört man es von vielen ihrer wissenschaftlichen Praktiker – aus Stadtteilsoziologie oder Demokratieforschung etwa –, erfordere schon lebensräumlich eine »gesunde soziale Mischung«. Für diese wiederum Sorge eine keineswegs nur exklusiv ökonomisch definierbare Mitte. Fehle das bürgerliche Element, so drohe Unbill selbst jenen, die es ihrerseits nie zur Bürgerlichkeit bringen könnten.

In solchem Wünschen und Hoffen wirkt das Verhältnis zur Bürgerlichkeit ausgesprochen affirmativ, zumindest arglos. Gerade bei der intellektuellen Linken, der stets wachsam und argwöhnisch, überrascht das. Besteht man dort doch traditionellerweise sorgfältig auf der Wesensdifferenz von egoistischem Bourgeois und sozialverträglichem Citoyen, wobei letzterer den eigentlichen, entwicklungswürdigen Sinn der Bürgerlichkeit verkörpern soll.

Die Frage ist, ob beide Seiten je getrennt waren und dereinst wieder zu trennen wären. Seit seiner historischen Premiere, im Europa der frühen Neuzeit, war der Bürger immer beides: menscheitsfromm *und* ichgläubig, in Worten Universalist *und* im Herzen Parteimann, schwärmerisch ins Ideal verliebt *und* brachial im Tatsachenreich. Kurz, ein Wesen, dessen Doppelnatur ein Grundthema der bürgerlich-christlichen Anthropologie bildet, wie von Friedrich Engels einst als Spießermetaphysik

paraphrasiert: »Was ist der Mensch – halb Tier, halb Engel.« Die seelisch unkomfortable Lage des Bürgers entsprach seiner sozialen zwischen den Klassen. Der Adelsschicht galten seine oft täppischen Imitationsversuche im Kulturellen, der Arbeiterschaft sein Horror im Sozialökonomischen. Von Anbeginn zwischen Aufstiegshoffnung und Absturzängsten gefangen, scheint der Bürger ein unglückseliges Mittelwesen, ewig im Übergang und in der Bredouille; ein Wollen und Streben mehr denn ein Fühlen und Sein. Überhaupt: Haben statt Sein, Streben statt Leben. *Was ist der Dritte Stand?* fragte eine revolutionäre Programmschrift von 1789 und gab zur Antwort: Alles und alle, die bislang nichts waren und etwas werden wollen.

Soziale wie seelische Vagheit, ja Gestaltlosigkeit ist das Erkennungsmerkmal des Ehrgeizlings, eines Wesens, das alles werden kann, *weil* es nichts ist. Im Innersten unsicher, mußte der ganze Ehrgeiz des Dritten Standes darauf zielen, diese Unsicherheit aus sich heraus- und ins starre Sozialgefüge Alteuropas hineinzutreiben, die ständischen Grenzen und Hierarchien aufzusprengen, auf daß es nur noch eine Sorte Mensch gebe: eben den Bürger; daneben jene unnennbaren Wesen, denen es nicht gelang, Bürger zu werden, vorerst hilflos Vierter Stand genannt, sozialer Schatten und bald drohendes Gespenst aller Bürgerlichkeit. Deren Daseinsgesetz lautet, daß man etwas aus sich machen, daß man dereinst ein gemachter Mann sein müsse, denn der Bürger war stets überzeugt, daß alles Sein nur Machwerk sei. Statt der bunten Vielgestalt der ständischen, vorindustriellen Welt nunmehr die Weltvereinfachung und -teilung in solche, denen es gelungen sei, Bürger aus sich zu machen, und solche, die auf dem Wege dorthin wären. Moderne und Vormoderne! Westen und Noch-nicht-Westen! Das bürgerliche Mach-was-aus-dir gebietet, daß die ganze Welt an dem gleichen Mangelgefühl leide wie die westliche; der Mensch soll Bürger oder gar nicht sein.

Bürgerlichkeit oder Untergang – hinter dieser Losung darf man eine mangels Eigengewicht heftig von Ambitionen und Ahnungen bewegte Seele vermuten. Tatsächlich ist die »Mittelklasse« keineswegs die glücklich-gelassene Bewohnerin eines Mittelreichs, sie ist ewiges Streben nach besserer Zukunft und Schauern vor dürftiger Herkunft, mit einem Wort: völlige Abwesenheit von erfüllter Gegenwart. Der Bürger stellt so unter den Wesen dieser Erde das geisterhafteste, seelisch substanzärmste dar; ein Parvenü, der nie die historische Zeit hatte, zur Gelassenheit schlichten